

DER SEGEN DES VATERS UND DER MUTTER.

Für den Friedhof der evangelischen Gemeinde in Gratz in Steiermark. Erzählungen, vermischte Aufsätze und Gedichte von Einhundertsechszwanzig deutschen Gelehrten, Schriftstellern und Dichtern diesem Zwecke gewidmet. Mit einer musikalischen Beilage von G. Meyerbeer. [Herausgegeben von Karl von Holtei.] Braunschweig, Wien und Gratz, Friedrich Vieweg & Sohn; F. Manz & Comp.; Aug. Hesses Buchhandlung. 1857. S. 4—7.

In den heissen Sommermonaten verliess ich die grosse Stadt und gelangte, als der Tag sich neigte, zu einem einsamen am Fuss des Gebirges gelegenen Ort, wo ich zu verweilen beschloss. Welch ein Unterschied! Statt der drückenden Luft der glühenden Strassen wehte mich der frische kühlende Athem der harzigen Fichtenbäume an; statt des Gerassels und Lärmen der Wagen eine friedliche Stille und Ruhe, und die Sonne schien beim Untergange mit ganz anderer Lust die Wipfel der Bäume zu vergolden, als die hohen Schornsteine der Maschinenfabrik.

Ich erhielt in einem reinlichen Haus ein hübsches Zimmer und eine Kammer, deren Fenster mit Weinlaub fast zugedeckt war. Bald war ich eingewohnt, und wenn ich am frühen Morgen herausblickte, sah ich den Eigenthümer des Hauses schon in seinem Garten beschäftigt. Es war ein Greis mit weissen Haaren, der alles langsam und bedächtig that. Er pflanzte Salat und grünen Kohl, band die Sträucher fest und begoss Blumen und Kräuter. „Ich habe schon Vortheil von Ihnen“, sagte er; „Sie haben einen Thermometer ausgehängt, danach sehe ich gleich, wenn ich in der Frühe komme, und weiss dann, ob ich viel oder wenig begiessen muss.“ „Es ist wohl ein guter Boden?“ fragte ich. „Ach ja, für die Pflanzen, aber nicht für die Bäume; es liegt unten Felsen; wenn die Hauptwurzel darauf stösst, so hört das Wachsthum auf und sie fangen an langsam abzustorben. Es ist wie mit den Menschen, wenn es mit ihnen bergab geht.“ — Er that den ganzen Tag nichts, als dass er den Garten besorgte. Dieser war von mässiger Grösse, umfasste

Das Haus von beiden Seiten, vereinigte sich unten und streckte sich bis zu dem Bach, der von dem Berge über Granitblöcke krystallklar vorbeisprang. Auf der einen Seite standen Obstbäume, und ein Wallnussbaum breitete seine Äste über die Landstrasse, an der das Haus lag. Auf der anderen Seite war ein Küchengarten. Nie habe ich einen solchen gesehen: er war in guter Ordnung, d. h. wohlgehalten, aber zugleich in grösster Unordnung. Alles stand da dicht gedrängt untereinander: Bohnen, Erbsen, Rüben, Grünkraut, russisches Korn, Salat, Gurken, Zwiebeln, ich kann nicht alles nennen. Nur ein Pfad in der Mitte und zwei Lauben an beiden Seiten, eine von Baumrinden, die andere von spanischem Flieder. Stachelbeersträucher verengten noch den schmalen Pfad, und wo ausserdem ein Plätzchen übrig war, standen Blumen aller Art, hochstämmige Rosenbäume, Levkojen, Lilien bis zu den Orangen-, Lorbeer- und Myrthenbäumen, Stiefmütterchen, die jetzt in Gunst stehen, von allen Farben. „Da ist auch ein seltenes, fast ganz schwarzes,“ sagte er, „das ich erst aus der Stadt erhalten habe.“ Der Garten sah aus, wie auf dem Jahrmarkt eine grosse Krämerbude, wo alles nebeneinander aufgestellt ist, um viele Käufer herbeizulocken.

Der Mann war allzeit freundlich, grüsste und erzählte gerne. „Das treibe ich nun seit langen Jahren. Das Haus habe ich meiner Tochter und ihrem Manne gegeben und nur oben ein Stübchen für mich behalten; die Enkel pflegen mich, wie man einen alten Mann pflegen muss. Was in dem Garten steht, verkaufe ich alles; die Leute wissen, was ich habe, und dass sie auch für wenig Geld etwas bekommen, Salat und Kraut für ein Paar Pfennige. Wenn eine Hochzeit gefeiert wird oder eine Kindtaufe, so holen sie die Blumen bei mir. Ich bin sparsam und brauche wenig; mit der Zeit kommt etwas zusammen, und was ich erübrige, das thue ich in ein leinen Säckchen. Nach meinem Tode werden es die Kinder in meiner Lade finden, und ich freue mich schon jetzt darüber, dass es ihnen einmal, wenn harte Zeiten kommen, aus der Noth helfen wird.“

• Auf derselben Landstrasse etwas weiter hinauf stand eine

ärmliche, sichtbar in Verfall gerathene Hütte. Sie gehörte einer schon ziemlich bejahrten Wittwe, die ich öfter Abends nach Hause kommen sah. Sie schien stets etwas auf dem Arm zu tragen, das sie auf den Hof nebenan legte, bevor sie zur Thür eingieng. Ich begegnete ihr einmal und redete sie an. „Wir haben ein kleines Feld“, sagte sie, „von dessen Früchten wir viere leben, ich und meine drei Söhne. Es stehen Kartoffeln darauf, Bohnen und Rüben und ein wenig Flachs. Das Feld zu bestellen ist meine Arbeit. Ich gehe hinaus, wenn ich das Hauswesen besorgt, das Essen gekocht und die vier Hühner auf dem Hofe gefüttert. Die drei Söhne suchen Arbeit und verdienen so viel, dass wir nothdürftig davon leben können. Wir leiden keinen Hunger und tragen keine zerrissenen Kleider, aber wir müssen sparsam sein. Wenn ich Kaffee koche statt des Essens, so werden die Bohnen gezählt, die in die gebrannte Gerste kommen: für jeden Sohn sechs und für mich, weil ich eine alte Frau bin, acht.“ „Aber was tragt Ihr da auf dem Arm?“ „Ach, Herr“, sagte sie und reichte mir einen Stein, „seht wie schön ist der Stein, viereckig und glatt von allen Seiten, als wäre er behauen. Wenn ich einen solchen auf dem Acker ausgrabe oder an dem Wege finde oder in dem Waldbach liegen sehe, so hebe ich ihn auf und trage ihn auf unsern Hof, wo schon viele der Art aufeinander liegen.“ „Aber was wollt Ihr damit anfangen?“ „Das will ich Euch sagen. Unsere Hütte verfällt und wir sind nicht im Stande, sie wieder aufzurichten. So lange ich lebe, verlassen mich meine Söhne nicht; aber wenn ich todt bin, können sie ins Ausland gehen. In der Erntezeit werden die Schnitter in Holland gut bezahlt, und sie können sich genug verdienen, um das Haus herzustellen. Sie haben dann keinen Steinmetzen nöthig, der ihnen die Steine zurichtet; und wenn sie die, welche ich zusammengetragen habe, aufeinanderlegen, so denken sie, die Mutter hilft und baut uns das Haus auf.“